

Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 35 (1983)
Heft: 19

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ben als empfindliche Empfänger. Was Jazz an Substanz und Kraft ausstrahlen kann, ist hier stark zu spüren, und schön ist es, den «alten Jazz-Grössen» zu begegnen wie Jimmy Giuffres Trio, Thelonious Monk, Dinah Washington, Sonny

Stitt, Anita O'Day, Chico Hamiltons Quintett, Louis Armstrong und Mahalia Jackson – unvergesslich wird die bewegende Kraft des tiefen, einfachen und klaren Glaubens bleiben, mit dem sie das «Vaterunser» singt. Elsbeth Prisi

TV/RADIO-KRITISCH

O Tannenbaum, wie gelb sind deine Blätter

Berichte über das Waldsterben in der Schweiz in verschiedenen Sendegefässen von TV DRS

Vor noch nicht allzu langer Zeit, als in der BRD die Medien Alarm schlugen, indem sie über den katastrophalen Zustand vieler deutscher Wälder berichteten, sah hierzulande wieder einmal alles nach einem «Sonderfall Schweiz» aus. Doch seit ein paar Monaten lässt es sich nicht mehr verheimlichen, auch in vielen Gegenden unseres Landes ist der Wald am Absterben und zwar derart, dass es unseren sonst so wortgewaltigen Politikern zunächst einmal die Sprache verschlagen hat. Denn auch sie wissen: Wenn das Waldsterben nicht sofort mit einschneidenden Massnahmen gestoppt wird, dann stehen wir vor einem «ökologischen Hiroshima».

Glücklicherweise hat nun auch das Fernsehen DRS die Posaunen der nahenden (Öko-)Apokalypse gehört und massiv reagiert, mit einer konzertierten wie konzentrierten Berichterstattungs-Aktion über das Waldsterben in unserem Land. Diese Aktion begann in der Woche vom 12. bis 18. September mit diversen «Karussell»-Beiträgen. In der darauffolgenden Woche wurde die «Karussell»-Serie «Waldsterben» mit vier Beiträgen über die Situation im Schweizer Wald, Fluorschäden im Wallis, Brienzer Wildbäche und das Projekt «sana silva» (gesunder Wald) des Bundesamtes für Forstwesen fortgesetzt. In derselben Woche beleuchteten ebenfalls «Menschen, Tech-

nik, Wissenschaft» am Montag, das «CH»-Magazin am Dienstag und die «Rundschau» am Freitag verschiedene Aspekte des Waldsterbens.

«...und sonntags in die Säuresteppe?» lautete der Titel der Folge von «Menschen, Technik, Wissenschaft», in welcher Peter Lippuner über die Ursachen des Waldsterbens und die prekäre Situation des Schweizer Waldes orientierte. Als stellvertretende Beispiele führte er die moribunden Wälder am Ottenberg im Thurgau und in der Region Basel vor. Verschiedene Experten erläuterten dabei die Ursachen der Agonie unserer Wälder. Doch ihre Statements und Schau-Experimente vermochten dem Laien dieses hochkomplexe Geflecht von Ursachen und Wirkungen nur andeutungsweise zu erhellen. Das ist auch nicht erstaunlich, denn die Wissenschaft hat ja die Ursachen des Waldsterbens noch nicht restlos aufgeklärt.

Trotzdem wäre ein Versuch, die nicht immer optimal koordinierte Aneinanderreihung von Bildern und Aussagen dann und wann durch übersichtliche und zusammenfassende Grafiken zu unterbrechen, vermutlich hilfreicher gewesen. Denn was derart komplex und kompliziert ist und auch so, d. h. nicht irgendwie vereinfacht und modellhaft, in die sekundäre Realität übertragen wird, ist für mich als Zuschauer verwirrend und damit letzten Endes irgendwo auch egal. Das Gefährliche an diesem Vorgang ist dann allerdings, dass diese Gleichgültigkeit zu Wasser auf die Mühlen unserer Politiker wird, die nur schön grünlich daherschwafeln (besonders jetzt vor den Wahlen), anstatt zu entschwefeln und zu entbleien.



Frankfurter Allgemeine Zeitung

Denn von den 140 000 Tonnen Schwefeldioxid (SO_2) (= Hauptbestandteil des sauren Regens, der die Waldböden übersäuert und dadurch entscheidend zum Baumsterben beiträgt), die jährlich auf unser Land niedergehen, ist etwa die Hälfte «made in Switzerland». Neben dem teuflischen Schwefel, der je zur Hälfte aus den Schloten der Industrie und der Privathaushalte kommt, sind vor allem die bleihaltigen Autoabgase fürs Waldsterben verantwortlich.

Leider unterliess es Lippuner in seiner Sendung eindringlich auf die wahrhaft apokalyptischen Folgen eines fortschreitenden Waldsterbens hinzuweisen. Denn wenn die Wälder in (Mittel-)Europa allesamt zu Säurewüsten verkommen, dann haben auch wir Menschen und die Tiere kaum noch eine Überlebenschance, dann

würde unsere Heimat bald einmal so unbewohnbar wie der Mond.

Nach der ansatzweisen Erhellung gewisser wissenschaftlicher Aspekte des Waldsterbens widmete sich das «CH»-Magazin den politischen Auswirkungen dieses höchst brisanten Themas. Zunächst kam einmal der Geschäftsführer des WWF-Schweiz, Roland Wiederkehr, kurz zu Wort. Diesen Repräsentanten einer so verdienten Umweltschutzorganisation, die unermüdlich und fundiert aufzeigt, wie sich unsere Industriegesellschaft selbst ruiniert, hätte man ruhig mehr als drei Sätze sagen lassen können. Der WWF hat nämlich tatsächlich, wie Wiederkehr berichtete, als noch kein Mensch davon redete, auf den kritischen Zustand vieler unserer Wälder aufmerksam gemacht.

Das kurz vor der Verabschiedung stehende Umweltschutzgesetz kam als nächster Punkt zur Sprache. Es wurde, wie mir scheint, zu beschönigend dargestellt, denn es geht bei diesem Gesetz doch letztlich nur darum, «ob etwas mehr als nichts (der notgedrungen von den Umweltschutzorganisationen angepeilten Nationalratsfassung) oder noch weniger als nichts (die vom Ständerat anvisierten Abstriche) herauschaut» (Stefan Frey im «Panda-Journal»). Viel länger als der WWF-Mann kamen im zweiten Teil der Sendung unser Innenminister Bundesrat Egli und der Alt-Oberforstmeister des Kanton Zürichs, Hans Krebs, zu Wort. Geschickt nutzten die Macher die Möglichkeiten einer TV-Reportage aus, indem sie die gegensätzlichen Stellungnahmen dieser beiden Männer abwechselnd aneinanderschnitten und damit das grundlegende Dilemma des Umweltschutzes sichtbar machten. Auf der einen Seite ein überlegter und erfahrener Ökologe, der klar und deutlich erkennt, welche ungeheure Katastrophe auf uns zukommt, wenn wir nicht rasch und radikal handeln; auf der anderen Seite ein einflussreicher Politiker, der mehr oder weniger offensichtlich die kurzfristigen materiellen Interessen von Wirtschaft und Industrie vertritt und deshalb in geradezu gespenstischer Verantwortungslosigkeit das Waldsterben verharmlost. Wie da Bundesrat Egli nonchalant zum Besten gab, man solle doch nichts überstürzen und ja keine drastischen Massnahmen ergreifen, das konnte einen als Grünen schon an den Rand der Verzweiflung bringen. Denn zwischen den ersten erkennbaren Krankheitssymptomen und dem Absterben ganzer Waldgebiete liegen nur etwa zwei bis drei Jahre, und deshalb müsse, wie Krebs nachdrücklich betonte, sofort reagiert werden, beispielsweise durch die Einführung von bleifreiem Benzin und Katalysatoren, die 90 bis 96 Prozent der giftigen Autoabgase schlucken. Weiter meinte er, dass wir ein qualitatives und kein quantitatives Wachstum mehr brauchen, dass wir umdenken müssen, um zu einer Lebensweise zu gelangen, die auf die ökologischen Kreisläufe Rücksicht nimmt. Kurz und bündig gesagt: Ohne Wende ist das Ende wohl unvermeidlich.

Zum Schluss noch eine relativierende Bemerkung: Wenn auch die einzelnen Sendungen dieser geballten Waldsterben-Berichterstattung von TV DRS nicht immer allen Ansprüchen genügen mögen, ist das letzten Endes von sekundärer Bedeutung, denn das Entscheidende ist, dass darüber berichtet wird und dass sich dadurch immer weitere Bevölkerungskreise bewusst werden, dass die Zeichen nun endgültig auf Sturm stehen und dass man deshalb den ewiglich faule Kompromisse schliessenden Politikern Feuer unter ihre Ratssessel setzen muss, damit etwas geschieht und zwar subito, bevor es unweigerlich zu spät sein wird.

Franco Messerli

Mediziner als kriminalistischer Knecht Ruprecht

*Zur Kriminalfernsehserie «Quincy»,
ARD, gesendet vom 2. August bis
6. September*

Bis zum 13. September, an dem J. R., das Business-Monster aus «Dallas» als «Strassenfeger» nach der Sommerpause wieder seine Gemeinheiten verbreiten durfte, haben die Zuschauer als Lückenbüsser in sechs Folgen mit der US-Krimiserie «Quincy» vorlieb nehmen müssen. Sie wurde bereits in sieben Episoden im Frühjahr 1981 gesendet. Kein Kommissar, kein Lieutenant, kein FBI-Beamter, Sheriff, Junganwalt oder Privatdetektiv, sondern ein Gerichtsmediziner ist Zugpferd der eher betulichen Serie. Power? Action? Schlagfeste Supermännlichkeit? Weniger als an einem Fussball-Wochenende. Sogar ein Rollstuhlfahrer diente schon als «Chef» einer Serie. Konfektion muss öfters die Modelle wechseln, auch wenn die Schnittmuster austauschbar sind; denn das Korsett einer Serie wird von der amerikanischen Werbewirtschaft diktiert: Risiko- und Kostenminimierung, anhaltende Zuschauerbindung. Von den etwa 46 Prozent stark an Krimiserien interessierten Zuschauern, dürfte «Quincy» sich auch an ältere, nicht gewaltsüchtige Fernsehbedürftige richten,

zumal diese eine interessante Kaufkraftgruppe bilden. Quincy und einige seiner Nebenfiguren sind rüstige «alte Knaben» jenseits der 50. Sie sind noch nicht «weg vom Fenster», wie die Wirtschaftskrise und die amerikanische Jugendkult-Ideologie uns weismachen will. Quincys Engagement als Detektiv ist ein Nebenprodukt seiner Tätigkeit als Gerichtsmediziner, so wie «Pater Brown» als Detektiv hauptberuflich Priester war.

Wenig Action, kaum Brutalität

«Quincy» ist kein actiongeladener Thriller, es gibt keine blutigen Kämpfe und lange Pistolenduelle. Man hört einmal das patriotische Ballern einer Ehrensalue beim Staatsbegräbnis eines Polizisten. Sogar der Vertreter einer Minderheit agiert als Assistent: Sam Fujiama (Robert Ito), ergeben und tüchtig. Ferner Lieutenant Monahan (Garry Walbery) sekundiert Quincys Aktivitäten humorvoll rivalisierend, heftig oder gelassen, wie sich das für einen gesetzten Herrn mit Pensionsanspruch gehört, und der smarte, junge Chef Dr. Astin (John Ragin) zügelt Quincys fachübergreifende Sondereinsätze und hält ihn an, die hierarchischen Formen zu wahren, sich über die Sekretärin bei ihm anzumelden und nicht einfach ins Chefbüro «hereinzuplatzen wie in eine Herrentoilette». Der Vorspann mit heiterer Erkennungsmelodie und simultan laufenden Filmszenen aus der Serie lässt Dr. Quincy (Jack Klugman), Gerichtsmediziner in Los Angeles, auf sich selber und sein Fach aufmerksam machen und weckt im Zuschauer Neugierde ob der lebhaften Kostprobe.

Quincy wird in einer Art Rahmenhandlung meist ausserhalb des Labors gezeigt, auf einer Ferienreise oder der Fahrt zu einem Ärztekongress. Eher beiläufig wird er in immer kompliziertere Kriminalfälle hineingezogen, deren Themenarsenal genreüblich ist: Unterschlagung, Boxkampfskandal, Eifersucht, Kidnapping, Versicherungsbetrug, usw. Die Polizei kommt nicht weiter oder sitzt einer falschen Indizienkette auf. Erst Quincys Spurensicherung mittels gerichtsmedizinischer Detailarbeit löst den Fall. Er misst

traut vordergründigen Anhaltspunkten einer vorgetäuschten, meist als Unfall erscheinenden Todesursache, löst Fehlschlüsse oder nebensächliche Schuldzuweisung fachmännisch auf. Die Serie handelt weniger im Milieu der Superreichen, sondern in der «middle class». Quincy passiert nichts, höchstens seinen Mitarbeitern. Daddy ist noch immer der Beste und das Beste der ganzen Serie. Er weiss, was er will und demonstriert das jedem, der mit ihm zu tun hat. Auf eigene Faust sucht er quengelig Bestätigung seines richtigen Verdachts.

Irrige Zwischenstationen bilden retardierende Effekte im dramaturgischen Gefälle und bereiten neue Geschehensabläufe vor. (Hier werden im US-Fernsehen die «Commercials» eingeblendet.) Quincy findet immer die entscheidende Weiche für den Umschlag der Handlung, die Wende zur Lösung des Falls. Dem Zuschauer wird das Kombinationsspiel durch eindeutige optische und akustische Verweise so leicht gemacht, dass er zwischendurch Bier holen kann. Überraschende Wendungen oder gar «suspense» sind so karg, dass kein Herzklopfen aufkommt.

Die Kriminalfälle wirken konstruiert, kaum wirklichkeitsnah. Gesellschaftliche Umstände des Verbrechens werden gar nicht erst bemüht. Das fördert den leichten Konsum: Kaugummi, der rasch sein Aroma verliert. Immerhin hat die Serie einen unterhaltsamen, komödiantischen Einschlag. Der Täter wird nicht als das abgründig Böse mystifiziert. Das Auflösungsspiel darf für den Zuschauer nicht durch grösseren Gefühlsaufwand gestört werden. Leichen dienen im Krimi eben als Requisiten. Quincy meistert heikle Situationen mit rauhem Charme, jovialen Sprüchen und augenzwinkerndem Expertenstolz, was nicht bedeutet, keine starken Gefühle zu haben.

Pragmatischer «Hans-Dampf in allen Gassen»

Die üblichen Ermittlungen der Kripo genügen nicht, der hartnäckige Tüftler muss her, der auf eigene Faust handelt. Der naturwissenschaftlich-medizinische

Aspekt der Recherche wird betont: Laborszenen, Expertendiskussionen, Fachausdrücke, sachkundige Erläuterungen. Quincy ist nicht der Typ des grüblerischen, blassen Hirnmenschen, aber auch kein attraktiver Playboy. Die Hersteller waren bemüht, ihn ja nicht als Intellektuellen erscheinen zu lassen, nicht einmal im weissen Kittel hinterm Mikroskop tritt er auf, sondern als einer, der sich überall einmischt als rüder Polterer mit gesundem Pragmatismus, den es auch mal in den Fäusten juckt, wenn sein Wahrheitsdrang beleidigt wird. Hemdsärmelige Ruppigkeit und Direktheit sollen Sicherheit und Lebenstüchtigkeit signalisieren. Obwohl angestellt, verkörpert er den noch immer gefragten «Kleinunternehmertyp», der im Schatten grosser Konzerne unternehmerische Initiative entfalten darf, ganz im Sinne der «Reagen-Periode», zupackend, selbstbewusst, männlich. Quincys Ansätze von Ironie unterstreichen eher diese Verhaltensmuster, statt sie zu relativieren. Die westernerprobte harte Schale um den weichen Kern ist bei Subalternen beliebt, eine sozio-ökonomisch bedingte Äusserungsform von Menschlichkeit. In dem arbeitsteiligen Apparat ist Quincy eine erfrischende Figur, übt Kritik an fachlicher Routine oberflächlicher Ärzte und Polizisten. Überstunden und Stress gehören wohl zum Prestige- und Elitebewusstsein der neuen und alten Führungsschichten, durchsetzt mit unterschwelliger Angst, jederzeit ausgewechselt werden zu können. Quincy ist einer der notwendigen Aussenseiter, die sich engen Dienstreglementen widersetzen dürfen und sich mit unerwarteten Sonderleistungen legitimieren. Er wird nicht als verbissener Eigenbrötler, sondern hilfsbereit und kooperativ dargestellt, als einer, der eigentlich das Leben geniessen will, aber ständig daran gehindert wird. «Immer im Einsatz» ist die Devise, aber schön locker dabei.

Ordnung als Agens der Handlung

Im Krimi wie in der Werbung entsprechen die dramaturgischen Mechanismen dem Aufbau einer «Vorlust». Psychische

Spannung ist immer einen Schritt weiter als ihre Befriedigung. In kleinen Sequenzen wird Spannung aufgebaut und minimal befriedigt. Erst gegen Ende des Spannungsbogens erfolgt die «Endlust». Neben sexualpsychologischen Komponenten scheinen Detektiv-Rätselspiele ein elementares Ordnungsbedürfnis zu befriedigen. Irrationale Ängste, Widersprüche in einer immer komplizierter werdenden Welt, wecken den Wunsch nach Durchschaubarkeit zur Vereinfachung der Daseinsbewältigung. Der Krimi dient einer profanen Erbauung in einer schrecklichen Welt. Hier lässt sie sich wenigstens logisch-kausal erschliessen, was im Leben selten der Fall ist. Der Kriminelle, Perverse oder Geisteskranke dient dem Zuschauer, frustrierte Lebens- und Anarchie-Impulse, durch sein soziales Ich mühsam gesteuert, im Ersatzerlebnis abzuleiten.

Der Plot und seine Bilder

Das Prinzip der Serie beruht auf Täuschungsmanövern der Täter, einen Mord als Unfall darzustellen. Die durchrationalisierte, billige Serienproduktion hat ihre visuellen Standards herausgebildet: weitgehender Verzicht auf analoge oder symbolische Montagen, Beharren auf linearen Erzählmustern und einer naturalistischen Augenzeugenperspektive, Landschaft dient als Requisit für Autorserei mit dem unvermeidlichen Absturz in den Abgrund, es gibt nur eindeutig Tag oder Nacht, Schauwerte erhalten oft blossen formalen Selbstzweck. Fernsehspezifische Einstellungsgrössen der Kamera – amerikanisch, halbnah, nah, gross – entwickeln kaum eine filmische Räumlichkeit. Die in dieser Serie gehäuften Detailaufnahmen haben nur eine bezeichnende Signalfunktion innerhalb einer Handlungskette: Telefon, Mikroskop, Fotodokument, Zündholzschachtel, Lenkrad eines Autos.

Der «Detektiv» wird am stärksten optisch, akustisch und verbal individualisiert als Identifikations- und Trägerfigur der Serie. Der Zuschauer erhält Hinweise auf Quincys private Eigentümlichkeiten: Er fährt ein antikes Auto, wohnt auf einem

Segelboot, liebt eine erheblich jüngere Freundin, ist nicht elegant, sondern agiert meist im offenen Farmerhemd. Er muss einfach sympathisch wirken.

Die Musik (meist Streichorchester, weniger elektronische Klänge) setzt, wie gewohnt, zu Beginn eines Tatvorgangs ein, bei der Entdeckung von Spuren, neuen Fahndungsanlässen, dramaturgischen Wendepunkten und dient zur psychologi-

schen Steigerung des Unheimlichen, zur Stimulation der Erwartung und Neugier. Sympathische Alleskönner und Einzelkämpfer wie Quincy helfen das Vertrauen in die Ordnungskräfte des Staates zu festigen. Für den verunsicherten Kleinbürger wird das «big government» als «big brother» mit menschlichem Gesicht erträglicher. Je weniger das spürbar ist, um so besser der Unterhaltungswert.

Lothar Ramstedt

FORUM DER AUTOREN

Live um den halben Erdball: «Das Buschtelefon»

Nachdem Radio DRS «Das Buschtelefon» zweimal versuchsweise ausgestrahlt hat und mit diesem aussergewöhnlichen Vorhaben auf eine rege Reaktion gestossen ist, hat die Redaktion Hans Ott, einen der Initianten der Sendung, gebeten, eine erste Bilanz zu ziehen und einen Ausblick in die Zukunft zu halten.

«Ein Beispiel verzerrender Darstellung», schrieb Nationalrat Blocher an den SRG-Generaldirektor nach dem ersten DRS-«Buschtelefon» («Schweiz ruft Namibia»). Doch viele Hörer urteilten anders als der SVP-Politiker. Typische Zuschrift nach der Sendung: «Endlich einmal lang genug, um gründlich zu sein – wir werden wieder mit grösstem Interesse zuhören.» Gar mit Vorschusslorbeeren hatte die Programmzeitschrift «Tele» das Projekt bedacht: «Die Idee zu dieser Sendung ist Gold wert.»

In Wirklichkeit ging es bisher darum herauszufinden, ob die neue Sende-Idee überhaupt etwas taugt. Einfallen kann sie jedem, der gelegentlich nach Übersee telefoniert. Kommunikationssatelliten haben die Tonqualität stark verbessert, die Kosten dagegen heruntergebracht – auf derzeit 10 Franken pro Minute, egal wohin auf der Welt.

Es lag daher nahe, das erprobte DRS-Forumprinzip («Gruppenbild mit Echo») auf

den Dialog Schweiz–Dritte Welt zu übertragen: Menschen mit sehr verschiedenem Hintergrund werden rund um den halben Erdball miteinander ins Gespräch gebracht – eine Gruppe im Studio Bern, eine andere «im Busch». Bisher sassen freilich die Gesprächspartner in der Kleinstadt Windhoek und am Rand der 12-Millionen-Stadt São Paulo. Aber grundsätzlich ist die Sendung aus jedem Ort zu machen, der Telefonanschluss hat. Schweizer Radiohörer können sich durch Anruf ins Studio in die Sendung einmischen, so dass «Schweizer Wohnstuben einen Abend lang mit Menschen weit weg im Busch zusammengeschaltet werden» (DRS-Presstext). In die Situation führten bisher mal ein Hörspiel zur Kolonisierung Namibias, mal ein Feature über Arbeiterlöhne in Brasilien ein. Das Buschtelefon mit Namibia dauerte 150 Minuten (31. März 1983), jenes mit São Paulo 120 (1. September 1983).

Entwickelt wurde die neue Sende-Idee zusammen mit dem Radiomann Hans-Rudolf Lehmann und im Rahmen meines Informationsauftrags bei «Brot für Brüder». Hansruedi Lehmann und ich teilten die Gesprächsleitung.

Heikle Auswahl

Die Wahl der Gesprächspartner richtete sich teils nach der Aktualität, teils nach den vorhandenen Kontaktpersonen in Übersee, die ja ausreichend deutsch